

(Nachdruck verboten.)

Herren Zickendrath's Pensionäre.

2) Roman von D. Eugen Thoffan.

Herr Zickendrath stand wieder am Fenster und qualmte wider die Scheiben. Mit ordentlicher Wollust sog er die Wolken aus dem schwindlichtigen pfeifenden Rohr und sah auf den Hof hinab. Es hatte seit acht Tagen geregnet, heute gegen Abend erst hatte es ein wenig aufgehört. Die Fliesen leuchteten in feuchtem Glanz von unten herauf und ein kleiner Dengel sprang barfuß darauf herum. Er gehörte den Schustersleuten, die im Hinterhaus wohnten. Ach ja, sein Junge! Für den hatte er was anderes geträumt. Und fürs Mädel auch. Im vorigen Jahr hatte er noch ausgerechnet, daß doch noch für jedes ein paar tausend Mark übrig sein würden, wenn er mal die Augen zuthäte. Aber jetzt — er war zwar ein großer Phantast im Rechnen — aber das konnte er sich nun nicht mehr verhehlen, daß es mit dem Uebrigsein Eßig war, aber Holzeßig, bitter, bitter, bitter . . .

Und drum war es am besten so, wie er sich's ausgedacht hatte. Nicht daß er sich vor den Vorwürfen der Wälder gefürchtet hätte. Ach nein, sie waren gute Kinder und würden es den Alten nicht fühlen lassen, daß er ein Esel gewesen war und ein Nichtskönner. Aber — das einzusehen, war das Schwerste gewesen — sie würden ohne ihn besser fertig werden. Die Mutter würde möbliert vermieten, das Thaten hunderte von Wittwen, sie würde auch schon Miether bekommen; das Mädel würde ihr an die Hand gehen, einen Diensthofen ersparen und selbst im Hause bleiben können; und wenn der Junge einmal erst sein Gehalt dazu brachte, dann mußte es ganz gut gehen. Wenn sie ihn, den Alten, nicht mit durchzufüttern brauchten. Und das sollten sie nicht, das sollten sie nicht, das sollten sie —

Er schluckte ein paar Mal heftig. Es war zwar dunkel geworden, und keiner konnte ihn sehen, aber er fürchtete sich selbst vor dem Weichwerden. Nur das nicht, jetzt nicht! Die Pfeife war zu Ende geraucht. Er that noch ein paar verzweifelte Züge, aber es kam nichts mehr.

Na denn — also! . . .

„Aber Max, was machst Du denn hier im Düstern?“

Ach Du Allmächtiger! . . .

Wie er die Pfeife los wurde und die Tasse in die Hände bekam, wußte er nicht. In der Eile verschüttete er die Hälfte, aber einen tüchtigen Schluck erwischte er doch noch.

Da war auch seine Frau schon neben ihn und riß ihm das Ding vom Munde.

„Was trinkst Du denn da?“ rief sie in heller Angst. Woher ihr die Angst kam, hätte sie nicht sagen können. Aber sie war da.

Er sagte kein Wort. Er stand und guckte rathlos im Zimmer umher, in einer gräßlichen Verlegenheit. „Günther Kraak!“ mußte er in einemzu denken. Und dann war er wieder fast froh, daß er doch noch einen ordentlichen Mund voll weg bekommen hatte. Am Ende genügte das.

Mutter Zickendrath riß unterdessen die grüne Gardine zurück — und da lag der ganze Haufen Schwefelholz, alle geköpft, wie sie sich schleunigst am Fenster überzeugte. Da wußte sie alles.

Sie sank auf das Schlassopha. Sie war in ihrem ganzen Leben noch nicht ohnmächtig geworden, aber jetzt war sie nahe daran. Ein solches Bittern in den Veinen hatte sie noch nie verspürt.

„Max!“ war das einzige, was sie hervorbrachte. Und das klang so merkwürdig, so aus einer ferneren Vergangenheit herüber, daß es ihn weh durch die Seele ging. Plötzlich fing er an zu zweifeln, ob er denn auch wirklich so ganz und gar überflüssig war. Wenn er auch nichts mehr für sie schaffen konnte, er konnte ihnen doch immer noch etwas sein, seiner Frau sicherlich, vielleicht nur eine liebe Angewohnheit, aber man trennt sich ja auch davon nur ungern, manchmal nur mit großen Schmerzen. Es schüttelte ihn wie im Krampf, aber er würgte es noch einmal hinunter.

Frau Zickendrath hatte sich gefaßt. Sie war nicht mehr ohnmächtig, aber sie war immer noch sehr traurig. Das hörte man ihrer Stimme an.

„Siehst Du, Max,“ sagte sie, „wir haben uns das eben drüben überlegt. Eigentlich hat Manni den Gedanken gehabt. Und der Gedanke ist gut. Sie ist wirklich ein kluges Mädchen. Siehst Du, wir haben uns gedacht: wir nehmen Schüler, machen eine Pension auf. Draußen beim Gymnasium sind die Wohnungen nicht so theuer; und wenn wir viere oder fünf haben, dann kommen wir durch. Und siehst Du, dabei könntest Du Dich auch so schön nützlich machen und hättest Deine Beschäftigung. Du könntest die Stiefel wickeln für die Jungen, es braucht's ja keiner zu sehen. Und könntest die Ausgänge und die Eintäufe besorgen, das verstehst Du doch; und das müßtest Du schon, weil ich Manni doch zu Hause brauche. Und außerdem, siehst Du, ohne Mann ginge das gar nicht, könnten wir's gar nicht machen. Denn ohne Mann ist kein Respekt da, gerade bei solchen Jungen, da würde die Erziehung fehlen. Siehst Du, und dann wäre uns allen geholfen. . . Max! — Weshalb giebst Du denn gar keine Antwort?“

Jetzt war es vorbei mit seiner Standhaftigkeit. Er knickte in die Knie, und während er den Kopf dicht neben ihr in das Schlassopha drückte, schluchzte er in das zerrissene Blumenmuster hinein: „Ach, Klara, Klara! Es ist ja zu spät! Es ist ja zu spät!“

Und als sie ihm beruhigend den Kopf tätschelte, kam es kläglich hinterher: „Ich habe ja schon genug geschluckt von dem Zeug.“

Sie fuhr entsetzt auf. „So was Dummes! . . . Aber Max! . . . Gleich legst Du Dich hierhin, aufs Sopha, lang! Und rührst Dich nicht! Max, verstehst Du? Ich laufe gleich rüber in die Kronenapotheke und lasse mir vom Provisor was geben. Aber daß Du Dich nicht rührst! Hörst Du, Max?“

Er schüttelte stumm den Kopf und lag wie ein gefällter Baum. Sie stürzte fort.

Er blieb in einer seltsam feierlichen Stimmung zurück, wie ein Kind, das die Prügel überstanden hat, vor denen es sich lange gefürchtet. „Günther Kraak!“ gings ihm wieder durch den Kopf. Aber er schämte sich nicht mehr. Er fühlte sich überhaupt vollständig frei von allen kleinlichen Regungen, wie sie ihn in der letzten Zeit hin und her geworfen hatten. Als ob die Sonne neu aufgegangen wäre in seinem Leben, so in festliches Licht getaucht lag alles vor seiner Seele. Nur auf Sekunden kam eine leise Befürchtung wie eine kleine graue Wolke über seinen Himmel: „Es wird ja wohl noch helfen, was die Mutter bringt?“

Es half noch. Die Angelegenheit wurde in aller Stille abgewickelt, damit Manni nichts merkte. Die Mutter ging nur zu ihr hinüber ins Wohnzimmer, um ihr mitzutheilen, daß der Vater nicht ganz wohl wäre und den Abend drüben in der Kammer zubringen wolle. Da lag er denn nun nach der anstrengenden Entfernung des Giftes wieder auf dem Schlassopha, mit der Reisebede warm zugebedt, ein Bettkissen unter dem Kopf. Und Mutter Zickendrath saß neben ihm und hielt seine Hand. Und sie machten Zukunftspläne zusammen. Das heißt, sie sprach, und er hörte zu und malte sich die Sache nach seiner Art aus. Sie erörterte vorzüglich die praktische Seite ihres Vorhabens. Gleich morgen sollte er zum Gymnasialdirektor gehen, sich vorstellen und um Zuweisung von Schülern bitten, sie wollte mit Manni auf die Wohnungssuche gehen, und zu Michaeli konnte dann die Pension Zickendrath eröffnet werden.

Er sah die Dinge mehr von einem höheren Gesichtspunkte aus. Ihm kam es auf die Gelegenheit zu erzieherischer Bethätigung an. In der Erziehung lag ja alles. Und wenn er irgendwo den reichen Schatz seiner Erfahrungen verwerthen konnte, dann war es hier, auf dem Gebiete der Erziehung. Was an ihm gesündigt worden war, das wollte er so wieder gut machen, gewissermaßen Böses mit Gutem vergelten, feurige Stohlen sammeln. Auf wessen Haupt, wußte er zwar nicht recht; aber in der Sache war er sich klar. Und er kam sich sehr edel und wichtig zugleich vor.

Als er mit sich im Reinen war, wollte er ganz fidel auf dem Sopha einschlafen. Aber das litt seine Frau nicht. Er mußte auf und ins Bett. Als er da glücklich festlag und das Licht ausgelöscht war, streckte er sich in grenzenlosem Wohlbehagen und dachte:

„Es wäre doch eine kapitale Voreiligkeit gewesen. . .“

ist doch noch ein weites Feld, auf dem man ersprießlich wirken kann — wenn man auch nichts gelernt hat.“

II.

Es hatte wieder einen kleinen Streit gegeben, ehe er zum Schuldirektor ging. Seine Frau hatte es für ganz selbstverständlich gehalten, daß er im schwarzen Anzug seine Aufwartung machen würde. Und er hatte durchaus darauf bestehen wollen, in seinem gewöhnlichen braunen Ausgehhabitchen zu bleiben; einmal aus Bequemlichkeit, und theils auch in der Furcht, zu bittstellerisch auszusehen. Der Bürgerstolz war noch lange nicht todt in ihm. Zuletzt hatten sie sich geeinigt, indem jeder eine Hälfte seiner Forderung nachließ: er hatte den schwarzen Gehrock genommen und die braune Hose anbehalten.

Das wäre überhaupt der richtige Besuchsanzug für Leute seinesgleichen, hatte er gemeint, als er sich fertig anzogen im Spiegel beschaute. Beamten, die zu ihrem Vorgesetzten gingen, die möchten sich feinetwegen ganz schwarz machen, das paßte zu ihren Verhältnissen. Aber er hätte keinen Vorgesetzten.

Die Frau hatte ihn ohne ein weiteres Wort ziehen lassen und nur hinter ihm her ein wenig den Kopf geschüttelt. Er aber war sehr stolz über seinen halben Sieg die Treppe hinuntergestiegen; und als er um die Ecke war, zündete er sich eine Zigarre an.

Es war ein schöner sonniger Vormittag. Nach dem unaufförlischen Regen der letzten acht Tage eine wahre Wohlthat. Herr Pödenrath, der überhaupt sehr vom Wetter abhängig war, hatte das Gefühl, als ob dieser Witterungsumschlag eigens für ihn angeordnet wäre. Der Himmel hatte seine Stimmung ausgezeichnet getroffen. So heiter und sonnig sah es auch in seiner Seele aus. Er stand auf dem Punkte, ein ganz neues Leben zu beginnen, etwas zu unternehmen, eine Gründung loszulassen. In dieser Lage hatte er sich noch nie befunden, und es kam ihm vor, als ob das eine viel lustigere Sache wäre, als die vom Vater ererbten Häuser zu verwalten, immer nach denselben ererbten Geschäftsprinzipien, derselben ererbten Hausordnung und denselben noch vom Vater herstammenden Kontraktformularen.

Heute machte ihm alles Spaß, selbst das lebhafteste Getriebe der Straße, das er doch von Jugend auf kannte und nie für etwas Besonderes gehalten hatte. Heute schritt er tapfer und selbstbewußt mit dem Schwarm der hastenden Menschen, qualmte dicke Wolken aus seiner Zigarre und sah allen Leuten frei und vergnügt ins Gesicht, als ob er ihnen sagen wollte: „Ja, ja, so ist das nicht; ihr müßt euch nicht allein quälen, ich habe auch was vor, einen sehr wichtigen Gang, ein großes Geschäft womöglich.“

Es war Markttag, und er schwamm so mit im Strome, bis er aus der Breitenstraße heraus mitten ins Marktgewühl hineinsegelte. Da fiel ihm erst ein, daß das eigentlich nicht sein Weg war. Aber es schadete ja nichts. Vor elf Uhr war der Mann sicherlich doch nicht zu sprechen, und jetzt war's erst zehn. Er schlenderte also durch die Reihen, begutete und beschniffelte alles mit Kennermiene und fing zuletzt an, um einen Oleanderbaum zu handeln, der in einem schönen grügestrichenen Kübel stand. Die Frau wollte fünfzehn Mark dafür haben. Er bot schlankweg zehne; er wäre ja schon längst aus der Blüthe heraus, behauptete er. Die Frau wollte zuerst grob werden. Als er aber seelenruhig blieb, machte sie Miene, energisch im Preis herunterzugehen. (Fortsetzung folgt.)

Zu alt.

Skizze von F. A.

Die Uhr hat soeben zehn geschlagen. Der Fabrikherr wälzt sich ein paar Mal im Bette herum und sagt sich nach dem Kopf, der etwas schwer ist nach der glänzenden Gesellschaft, die er gestern, am Schlußabend, mitgemacht hat. Der starke Wein floß reichlich bei all' den Hochs, die ausgebracht wurden, daß die große Weberei, deren Mitinhaber er war, im neuen Jahre noch größeren Ueberfluth abwerfen möchte, als sie es im alten gethan.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er gestern Abend, bevor er von seinem Kompanion schied, versprochen hatte, ihn am Neujahrstage auf seiner in der Nähe der Fabrik gelegenen Villa zu besuchen, damit sie ein wenig den Gewinn des letzten Jahres überschlagen und zugleich die Neujahrswünsche entgegennehmen könnten, die die Arbeiter, nach altem Brauch, an diesem Tage den Fabrikherren darzubringen pflegten. In aller Eile sprang er aus dem Bette. Er klingelte und theilte dem Diener den Befehl, den Wagen mit den Gummirädern anspannen zu lassen. Bald fuhr die elegante Equipage vor der Thüre vor, und der Fabrikant nahm darin Platz. Und während der leichte Wagen lautlos auf

der Landstraße dahin rollte, waren die Gedanken des Fabrikherrn eifrig damit beschäftigt, auszurechnen, wieviel menschliche Arbeitskraft die neuerfundene Webemaschine ersparen konnte. Unter diesen offenbar angenehmen Gedanken erreichte er endlich die Villa, vor der sein Wagen anhält.

Sein Kompanion begrüßte ihn vom Balkon. „Guten Morgen, lieber Herr Kollege! Frohes neues Jahr!“

„Gleichfalls. Uebrigens ein prächtiger Champagner, den Sie uns gestern Abend vorsetzten. Und dann die reizenden Damen... sie geben den Festen doch immer erst den rechten Glanz!“

Nach dieser Begrüßung verschwanden die beiden Herren im Komptoir, wo sie sich in die großen Ueberstühle vertieften, die die Weberei im letzten Jahre abgeworfen hatte. Aber gleichzeitig einigten sie sich darüber, daß es nothwendig wäre, einige der älteren Leute der Fabrik zu verabschieden und jüngere an deren Stelle einzustellen. „Es ist ja keine Arbeitskraft in diesen alten Leuten,“ sagte der Eine.

„Ja, und wenn sie in unserem Dienst arbeitsunfähig werden, hat man nur noch Unannehmlichkeiten!“

Da klopfte es an die Thüre. Und der alte Thomas, der über ein Menschenalter als Weber in der Fabrik gearbeitet hatte, trat herein, um namens der Arbeiter den Herren die besten Wünsche zum neuen Jahre darzubringen.

„Vielen Dank, Thomas!“ rief der Fabrikant. „Aber wissen Sie, lieber Thomas, obñon Sie alle Zeit Ihre Pflicht gethan und Ihre Arbeit zu unserer Zufriedenheit ausgeführt haben, sieht die Fabrik sich doch genöthigt, an Ihrer Stelle einen jüngeren Mann einzustellen. Und dann, Sie wissen ja, Ihre Wohnung müssen Sie in einem Monat räumen!“

Es fauete vor den Ohren des alten Thomas. Es war, als sollte er in die Erde sinken. Tausend Gedanken durchkreuzten sein Hirn. Und indem er sich nach der Thüre tastete, murmelte er mit laun vernehmbarer Stimme vor sich hin:

„Der... ab... schie... det!“

Niemals war der Heimweg von der Fabrik dem alten Weber so schwer gefallen wie an diesen Neujahrstage.

Vor vierzig Jahren war er in der Weberei eingestellt, und in diesen vielen Jahren hatte er sie wachsen und größere und größere Ueberstühle abwerfen sehen, während er selbst ein abgenutztes Braud geworden war, das nun — mit dem Abschied belohnt wurde.

Er selbst konnte den schweren Schlag wohl tragen; aber wie sollte er es seiner alten Frau erzählen, die in all den Jahren ihm getreulich im Kampf gegen die Armuth beigestanden hatte, daß nun alles vorbei wäre? Wie sehr sie auch gerungen hatten, mußten sie nun doch ihre alten Tage im Armenhaus verbringen.

Ach, wie langsam kam er doch von der Stelle! Nur lag das kleine arme Häuschen vor ihm, wo seine liebe, alte Mutter froh auf sein Kommen wartete; sie ahnte nicht, welche traurige Neujahrstbotenschaft er heimbrachte.

Dann blieb er draußen vor der Thüre stehen, um sich ein wenig zu fassen. Es war so unbegreiflich. Alles war so plötzlich gekommen, und dazu an diesem Tage, an dem alle Menschen sich ein gutes neues Jahr wünschen! Er drehte den Thürgriff und stand im nächsten Augenblick vor seiner alten Frau, die sogleich, als sie die Veränderung sah, die mit ihrem Manne vorgegangen, ausrief:

„Gott, Vater! Was ist geschehen?“

Und der alte Mann flüsterle laun vernehmbar, während ihm die Thränen an den Wangen herabriesen:

„Verabschiedet!“

Die beiden Alten sanken nebeneinander auf einer Bank nieder. In tiefer Verzweiflung dachten sie an ihr armes, liebes Häuschen, in dem sie nun vierzig Jahre gelebt hatten, wo jedes Plätzchen ihnen heilig war, das sie nun aber binnen kurzem verlassen sollten. Nur weil er zu alt geworden war...

Später am Tage klopfte es an die Thüre und zwei Kameraden des alten Webers traten in das kleine Haus ein, aus dem die Freunde so plötzlich verschwunden war.

„Wir hörten heute bei einer Zusammenkunft,“ nahm der eine das Wort, „daß die Herren dort oben Dich von der Fabrik verabschiedet haben, weil Du zu alt seiest. Da Du aber alle Zeit ein braver Kamerad gewesen bist, beschloßen wir gleichzeitig, daß Du von nun an bei uns, Deinen Kameraden, den Lohn erheben sollst, den Du bisher von der Fabrik bekommen hast. Und nun wünschen wir Dir und Deiner Alten ein frohes, neues Jahr!“

Da wurde es wieder Licht in dem Häuschen der Alten. Der Neujahrswunsch der Kameraden war der beste, den sie jemals empfangen hatten...

Oben in der Villa trank man Champagner auf den großen Jahresüberschuß und ermittelte, welches der nächste alte Arbeiter wäre, der verabschiedet werden sollte. —

Kleines Feuilleton.

br. Nürnberger Wirthshausnamen. In alten Städten hat sich manch' seltsames Wirthshauschild erhalten, viele, ja die meisten freilich sind dem Moder und Rost zum Opfer gefallen und nur wenige werden in der Obhut der Museen künftigen Geschlechtern aufbewahrt. Wo aber auch das Schild in Staub zerfallen ist, ist doch der Name der Nachwelt oft erhalten geblieben. Und gar seltsame Namen sind es, die sich Wirthshäuser z. B. in der alten Stadt

Nürnberg erhalten haben. Einige seien hier angeführt: Zum historischen Hof, zum Schwarzbauernhof, zu den zwei blauen Schlüsseln, zum Röhrenkopf, Bratwurfschlöcklein, Bratwurfschale, Bratwurfschuh, zum Nummenbed, zum Lustsprung, zum Wagenhäußl, zum Schmausgarten, zum Süßengarten, zum Baileinhutier, zum Huppel, zum Ederla, zum Zahngarten, zum Doktorhof, Vater Abraham, zum Göderla, zur böhmischen Haube, zum Grübel, zum rothen Lechstein, zum gläsernen Himmel. Neben diesen Namen, die zum großen Theil noch aus der Zeit stammen dürften, wo Albrecht Dürer im Bratwurfschlöcklein den zimmernen Humpen schwang, hat Nürnberg Wirthshäuser mit folgenden Namen: zum Zola, zum Kapitän Drehfus, zur neuen Welt, zur Wilhelmshöhe, zur Stadt Ranch, zur Loreley, zum letzten Ridel, zur Schraubenfabrik, zum Radfahrersport, zum Acethlenlicht, zur elektrischen Zentralfation und ähnlich. So grenzt in Nürnberg Altes und Neuestes eng aneinander. —

Theater.

—hl. In der Freien Volkshöhne wurde am Sonntag der letzte Theil der Wallenstein-Trilogie Schiller's, „Wallenstein's Tod“, aufgeführt. Es fällt dem Rezensenten schwer, die Aufführung von Stücken, wie dieses, das man oft und in guter Aufführung gesehen hat, von dem man eine fest umrissene Vorstellung schon mitbringt, ruhig zu beurtheilen. Das Drama Schiller's erfordert eine ausgebildete Schauspielkunst, vor allem die Fähigkeit, Verse richtig zu behandeln, eine Kunst, die den meisten heutigen, an den Konversationstagen gewöhnten Schauspielern abgeht. Man konnte unter diesen Umständen nicht mit großen Erwartungen ins Friedrich-Wilhelmstädtische Theater gehen; es ist leider zu konstatiren, daß es noch schlimmer kam, als man befürchtet hatte. Das Drama übte denn auch in dieser Gestalt keine rechte Wirkung auf das Publikum. —

Musik.

Aus der Woche. Hat man lange die Unnatur unserer gewöhnlichen Konzerte geduldig ertragen, so fällt es einem bei außergewöhnlichen Beispielen von echter, naturgemäher Musikkunst wie Schuppen von den Augen; das fastgeordnete Herz des zum täglichen Urtheilen verurtheilten Musikkritikers wird wieder warm, und er kann mit Freuden das thun, was ihm das Liebste ist: von Herzen Beifall sagen. Es ist, wie wenn man sich in Bildergalerien, wo ein Stück das andere schlägt und für keines die zutreffende Atmosphäre waltet, müde geschaut und abgestumpft hat und nun einmal ein einziges groß angelegtes (vielleicht selbst ein weniger vollkommenes) Bildwerk in einer ihm gebührenden Umgebung genießt — mag diese nun eine weltliche oder eine kirchliche sein. So war es uns zu Muth, als wir am 30. Dezember in der Gedächtniskirche das Oratorium „Debora“ von Händel hörten, das nach seiner erfolgreichen, uns leider entgangenen Aufführung im November jetzt wiederholt wurde. Also vor allem ein Werk am Abend, nicht ein Duzend Kleinigkeiten; die Umgebung eine passende Grundlage für den künstlerischen Eindruck, nicht zuletzt deshalb, weil sie den Beifallslärm, diesen Mord einer innerlichen Nachwirkung, verbietet; die Aufführung ein Zusammenarbeiten vieler zu einer über ihnen liegenden Aufgabe, nicht ein Hervortreten dieses oder jenes zum Zeigen seines Könnens!

Und nun das Werk selbst, eines, das wie nur wenige eine überzeugend innige Verbindung des Tönenden mit der dichterischen Unterlage enthält; diese Unterlage ist allerdings aus einer dem Publikum des 18. Jahrhunderts, zumal dem in Händel's zweiter Heimath, in England, viel näher als uns liegenden Welt genommen. Welcher einigermassen Gebildete von damals kannte und liebte nicht die Bibel einschließlich des Alten Testaments so, daß er beim Namen „Debora“ sich sofort jener israelitischen Prophetin erinnerte, die ihr Volk zum siegreichen Kampf gegen die kanaanitischen Heiden begeisterte? Einen solchen Vorprung zum verständnißvollen Aufnehmen dieses Kunstwerks haben wir heute nicht, und damit müssen wohl auch die heutigen Anläufe zur Neubelebung des Oratoriums, dieser eigenthümlich epischen Musikgattung in halb dramatischer Form, rechnen, die gerade das Nächstliegende, eine Weiterentwicklung des von Haydn so glücklich eingeführten weltlichen Oratoriums, versäumen.

Zu diesem Nachtheil unsererseits kommt noch eins. Wie sollen wir eine Musik aus vergangener Zeit auführen: so, wie sie damals gedacht war, oder so, wie sie heute zu denken ist? Für eine historische Treue sprechen sich sehr Viele aus, darunter der um die Wiedererweckung Händel's verdienstvollste Mann, Ehrhard. Er bearbeitete Niederschriften des Komponisten, die unvollständig sind, möglichst in der einfachen Weise damaliger Hilfsmittel. Das zog ihn viel Anerkennung und viel Tadel zu. Hier haben wir, obgleich im allgemeinen mindestens sehr skeptisch gegen die „historische Treue“, nicht zu entscheiden. Die „Debora“ wurde in dieser Bearbeitung vor mehreren Jahren in Mainz aufgeführt und so auch jetzt wieder. Man merkt leicht die Dürftigkeit der Stimmen im Orchester; man begrüßt eine etwas größere Fülle, namentlich im Hervortreten der wenigen Bläserstimmen, bei Höhepunkten des Werks mit einem Aufatmen und freut sich, das alte „Mavicembalo“, den letzten Vorläufer unseres Klaviers, als den damals üblichen nächsten Begleiter der Oratoriumsgefänge wieder einmal zu hören (Händel pflegte es selber zu spielen und von da aus das Ganze zu leiten).

Die „Debora“ ist eines der bisher weniger beachteten Oratorien

Händel's und an musikalischer Schöpferkraft nicht eben eins der ersten. Allein seine außerordentliche Schlichtheit, Vollstimmlichkeit und Charakterisirung (wie etwa bei den gegenwärtigen Chören der Waalsprießer und der Isrealiten), dann die hinreißende Macht einzelner Stellen, wie „Juda, steh auf für Deinen Gott“, endlich die Anpassung selbst des vielen konventionellen (der Koloraturen und der schier endlosen Wiederholungen, die sich aber größtentheils als Variationen zum Zweck allseitigen Gefühlsausdrucks darstellen) an die jeweilige Situation: das kann noch immer als „Kassisch“ im Sinn des für die weitere Musikentwicklung Vorbildlichen gelten. — Alle die Kräfte, die dem altbewährten Stern'schen Gesangverein hier halfen und denen einzelne Unvollkommenheiten anzukreiden wider die Bedeutung des Ganzen wäre, seien unseres Dankes für ihre ernste Hingebung versichert.

Wie bedeutungslos daneben die Unterhaltungs- und Virtuosenkonzerte gewöhnlichen Stiles! Der vierte Vortragsabend (im Math-Haus) vom „Verein zur Förderung der Kunst“, einem zu guten Zwecken wirkenden, aber weniger dilettantischer Mittel bedürftigen Verband, brachte am 28. „Heitere Kunst“, darunter neue gut melodische Lieder von James Rothstein. Am 29. spielte in der Singakademie ein bereits bewährter Geiger, Franz Schörg, unter anderem ein Konzert in H-moll von Saint-Säns; seine weicheninnige und doch volle Gesangsweise und sein fast an Holzbläser erinnernder Ton paßten sehr gut zu diesem anmuthigen, besonders durch das Gegeneinanderpiel der einzelnen Instrumente wirkenden Stück. Am selben Abend hörten wir von Maria Concha Codelli im Beckstein-Saal nur noch die „Zigeunerveisen“ Sarajate's und eine kleine Zugabe; danach läßt sich nur eben sagen, daß es sich um eine beginnende Künstlerische handelt, bei der gewisse geheimnißreiche und fast bacchantische Züge (auch in der Körperhaltung) je nach weiterer Entwicklung zum Guten oder zum Schlimmen führen können. Die Klavierpielerin Mela Kurt, am 28. Dezember im Beckstein-Saal, dürfte zwar für das völlig klar gestaltende Herausarbeiten so gewichtiger Stücke wie der O-moll-Variationen von Beethoven noch nicht hinreichen, erinnerte uns jedoch durch ihren Vortrag einiger Stücke von Domenico Scarlatti (gest. 1757) in erfreulicher Weise an diese immer wieder neu auflebende geschichtliche Größe. Er hat den Grund gelegt zu dem, was uns als das typische graziöse Klavierstück seither so arg „über“ geworden ist. Nur brachten wir nur noch an einem der Feiertage ins „Populäre Philharmonische“ gehen, um trotz oder vielleicht wegen des vielen einzelnen Guten dort gerade bei dem Gegensatz zu jener wirklichen Kunst der „Debora“ Auf- führung angelangt zu sein. —

Kunst.

—hl. Im Kunstsalon von Cassirer sind in der neuen Ausstellung Werke von Holländern und von Wilhelm Trübner zu sehen. Es ist wieder eine äußerst glückliche Zusammenstellung. Von den Holländern sind nur die Besten vertreten, an ihrer Spitze der alte Josef Israëls, dann Dreitner, der 1888 schon verstorbene Raube, Jacob und Wilhelm Maris und Vosboom. Von dem allgemeinen Eindruck, den die heutigen holländischen Bilder machen, von ihrem schweren, braunen Grundton ist schon oft die Rede gewesen. Dieser Eindruck bestätigt sich auch hier wieder, und doch steckt ein so ungemeiner koloristischer Reichthum in ihren Bildern. Da ist ein Bild von Israëls: vorn ein Weg, auf dem zwei Menschen nach Hause wandern, eine müde Frau, die sich auf ihren jungen Sohn stützt, dahinter die weite Ebene. Dämmerung senkt sich hernieder, am bedeckten Himmel noch in einem Wolkenriff ein vergehendes Gelb, vorn liegen schon tiefe Schatten. Das ist ein im Format nur kleines Bild, aber es liegt Größe in der mächtigen Horizontlinie und in den Umrissen der Gestalten, die sich auch in dem Dämmern fein von dem fernen Hintergrund loslösen, eine Größe, die an Millet gemahnt. Vor Millet's Bildern haben diese hier die Farben voraus, die in den leisesten Nuancierungen außerordentlich feine Reize enthalten. Schlichte Größe und Tiefe des Empfindens ist es vor allem, die auf den Bildern von Israëls so stark ergreift, mag er nun spielende Kinder auf einem Wege draußen vorm Dorfe, einen Erdarbeiter, dessen Anlitz die Noth des Lebens verwüstet hat, eine näbende Frau am Fenster oder ein lustwandelndes Liebespaar darstellen. Und etwas von diesem Empfinden lebt in all den Bildern der Holländer, die ausgestellt haben. Es würde aber zu weit führen, sie hier einzeln zu behandeln.

Gerade dieses Letztere ist es auch, das ihre Bilder von denen Wilhelm Trübner's abhebt, der äußerlich gleichfalls eine dunkle Farbengebung zeigt, sodas es gut war, sie daneben auszustellen. Es sind ausschließlich die älteren — man muß leider auch sagen: besseren — Bilder Trübner's aus den siebziger Jahren. In der künstlerischen Anschauung, aus der sie geboren, stehen sie allerdings hinter den Holländern weit zurück; wo sich der Künstler an erste Probleme herangewagt, wie in seiner Lady Macbeth, verjagt er, und andererseits verschmäht er auch ziemlich dumme Wege nicht, wie etwa den „Cäsar“, der auf seiner Schnauze eine Kette von Knadwürsten trägt, die ihn mit dem alten Gladiatorenruf begrüßen. Trübner hat seine Bedeutung als Kolorist, und dabei muß man sich erinnern, daß diese Bilder schon zu einer Zeit entstanden sind, wo in Deutschland von wirklichem Kolorismus noch nichts zu spüren war. Seine Farben sind glatt, wirken daher auch etwas kalt; sie be-

wegen sich zwischen nicht allzu weiten Grenzen, aber sie sind mit außerordentlichem Geschmaack, kräftig und doch malerisch fein behandelt. Diese Vorträge treten besonders in einer Atelier-Szene — ein junger Maler und eine Dame sind in eifriger Unterhaltung — in einem übrigens auch prachtvoll modellirten Vortragsloft, in einer Kartenspielerin, in einem in lebhafteren Farben gehaltenen Bild einer „Dame auf dem Kanapee“ hervor. Unter den Landschaften erweckt eine ganz in einem blaugrauen Ton getauchte „Fraueninsel“ (vom Chiemesee), ein Nachtbild, Stimmung. —

Archäologisches.

— Eine altpunische Inschrift wurde der Pariser Académie des Inscriptions im Abdruck vorgelegt. Es handelt sich um eine Weihinschrift an die Göttin Tanit und den Gott Baal-Hammond; als Weibende erscheint eine Frau namens Sophonibaal. Darin hat man die Urforn eines bekannten karthagischen Frauennamens gefunden, der bei den griechischen und römischen Geschichtsschreibern mit „Sophonisba“ oder „Sophoniba“ wiedergegeben wird. Diesen Namen trug eine Tochter des Hasdrubal, die Gemahlin der Numiderkönige Syphax und Massinissa. Ihr tragischer Tod, den sie sich selbst gab, um nicht in Scipio's Hände zu fallen, hat zwei französischen Dichtern, Corneille und Voltaire, den Stoff zu dramatischer Behandlung geliefert. —

Aus dem Thierreiche.

— Von dem Bericht des Prof. Chun über die bisherigen Ergebnisse der deutschen Tiefsee-Expedition veröffentlicht der „Reichs-Anzeiger“ einen weiteren Theil. Besonders interessant sind die zoologischen Funde, die auf der Fahrt von Kamerun nach Kapstadt gemacht wurden. Unterm 25. Gr. 26 Min. südlicher Breite und 6. Gr. 12 Min. östlicher Länge stieß man auf eine bisher unbekannte Banl. Da derartige weit in den Ozean vorgeschobene Bänke meist eine reiche Grundfauna aufweisen, wurde das große Trawlnetz hinabgelassen. Es ergab einen reichhaltigen Fang. Dazu scheint der größte Theil der gedrebtesten Organismen — unter ihnen gegen hundert große hochrothe Taschentrebse und eigenartige Altmien, in die Einsiedlerrebse sich einnisteten — aus neuen, noch unbekannt Formen zu bestehen. Es gelang, das Vorkommen von Tiefseebewohnern aus Thierklassen nachzuweisen, die bisher ausschließlich als Oberflächensformen galten. So konnten z. B. von den zarresten und düftigsten pelagischen Organismen, nämlich den Rippenqualen, zwei eigenartige Vertreter in den Tiefen nachgewiesen werden. Eine große Menge von für die Wissenschaft neuen und durch ihren Bau interessanten Formen wurde auf diesem Wege erbeutet. Hierunter fallen namentlich die bizarr gefalteten, meist schwarz gefärbten Tiefseefische, durchsichtige Tintenfische, große, hochrothe, bleiche und blinde Krustaceen, einige Wurmförmige, eine sehr abweichend gestaltete Seealge und eine Reihe von Medusen und Schwimmpolypen. Die Untersuchungen in der Fischbai, die nur 25 Seemeilen nördlich von der Mündung des die Grenze des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes bildenden Flusses entfernt ist, galt besonders den Knusfischen. Die Bai ist an solchen außerordentlich reich. Professor Chun berichtet darüber: In erster Linie sei der südliche Hering erwähnt. Er dringt in dichten Bügen in die Bai ein und gleicht sehr seinem nördlichen Verwandten. Von den Heringen nähren sich (wie die Sektion ergab) die beiden für den Export in getrocknetem Zustande hauptsächlich in Betracht kommenden Knusfische, nämlich *Sciaena aquila* und *Dentex rupestris*. Die *Sciaena aquila* wurde gleich am ersten Abend bemerkt, da die $\frac{1}{4}$ bis 1 Meter großen Fische in großer Zahl sich im Umkreise des Schiffes umhertrieben und die massenhaft im Seewasser schwebenden mikroskopischen Algen zum Leuchten brachten. Das größte der erbeuteten Exemplare maß 1,25 Meter und wog 80 Kilogramm. Der schön rosa gefärbte *Dentex rupestris* hält sich tiefer als die *Sciaena* in der Nähe des Grundes auf. Die beiden zuletzt erwähnten Fischarten werden allein für den Export hergerichtet und getrocknet. Indessen wurden in der knapp bemessenen Zeit des Aufenthalts noch einige eßbare Fische bemerkt. Den Heringen scheinen auch die Wale (wahrscheinlich der Gattung *Balaenoptera* angehörig) zu folgen. Der Reichthum der Fischbai an schwachen Knusfischen findet seine Erklärung in der erstaunlichen Produktivität des relativ kalten Wassers an organischer Substanz. Der Fischreichthum bedingt weiterhin eine so üppige Entfaltung des Vogellevens, daß man lebhaft an den Vogelreichthum unserer nördlichen Zonen erinnert wird. —

Physikalisches.

— Das Spektrum des Chlors. Aus der jüngsten Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften theilt die „Chemiker-Zeitung“ folgendes mit: Hofrath W. v. Lang überreichte folgende „Vorläufige Mittheilung über das Spektrum des Chlors“, von Regierungsrath F. M. Eder und Professor E. Valenta. Das Spektrum des Chlors ist bis heute noch wenig bekannt. Die vorliegenden Angaben von Salet, Plücker, Thalen, Haffelberg, Gamician u. a. sind unter sich widersprechend, und das ultraviolette Spektrum ist überhaupt ganz unbekannt. Es ist von Wichtigkeit, das Spektrum des Chlors zu kennen, weil dasselbe sowohl in den Spektren der Chloride häufig vorkommt, als auch dann auf-

tritt, wenn man die Spektren verschiedener Verbindungen in der Weise untersucht, daß man den Funken zwischen Platin-elektroden, welche mit der salzsäurehaltigen Lösung befeuchtet wurden, überspringen läßt. Eine Identifizierung des Chlorspektrums war aber bisher auf Grund der vorhandenen Wellenlängen-Messungen schwer möglich, und die Verfasser haben deshalb versucht, dieses Spektrum, insbesondere aber im ultravioletten Theile, mit Hilfe ihres großen Gitterspektrographen mit einer den heutigen Anforderungen entsprechenden Genauigkeit auszumessen und sicher zu stellen. Diese Versuche sind in der Weise durchgeführt, daß der Funke, durch Vakuumröhren, welche Chlorgas unter verschiedenem Druck enthielten, schlagen gelassen wurde. Es boten sich bei dieser Arbeit viele Schwierigkeiten. Dieselben bestanden hauptsächlich darin, daß die Röhre, namentlich wenn mit größerem Vakuum gearbeitet wurde, sich als sehr lichtarm zeigte; dies machte sehr lange Belichtungszeiten notwendig, wobei das Chlorgas leider sehr rasch absorbiert wird und eine größere Anzahl von Röhren zu Grunde geht, bis der Versuch zu Ende geführt ist. Die rasche Absorption des Chlors durch die Elektroden beim Durchschlagen des Funken hat auch zur Folge, daß sich der Druck in den Röhren schnell ändert, was ebenfalls störend wirkt. Bei größerem Druck treten endlich starke Verbreiterungen auf, weshalb in diesem Falle die Messungen der Wellenlängen unsicher werden. Die Verfasser sind im Begriffe, nach Ueberwindung der sich noch bietenden experimentellen Schwierigkeiten das Chlorspektrum genauestens sicherzustellen. Vorläufig geben sie eine orientirende Tabelle, welche die Wellenlängen auf eine Dezimalstelle (Noyland'scher Einheiten) genau enthält und genauere Zahlen repräsentirt, als solche bisher in der Literatur zu finden waren. Die definitiven Messungen, sowie photographischen Abbildungen der Spektren hoffen die Verfasser in einigen Monaten vorlegen zu können. —

Astronomisches.

— Neue Planetenentdeckungen. Mr. G. F. Cobbing-ton, Astronom an der Sternwarte auf dem Mount Hamilton, hat, wie jetzt erst bekannt wird, bereits am 13. Oktober d. J. zwei neue Planetoiden (1898, EB und EC) auf photographischem Wege aufgefunden, deren Helligkeit der eines Sterns der Größenklasse 11,5 bezw. 12,5 entspricht. Einen dritten kleinen Planeten, 1898 ED, hat, nach der Münchener „Allgem. Ztg.“, M. Charlois in Nizza auf einer am 8. Dezember erhaltenen photographischen Platte entdeckt; er ist etwas heller als die beiden obigen, nämlich 11. Größe. Die Anzahl der kleinen Planeten ist damit auf 466 gestiegen, 15 davon sind im Laufe des Jahres 1898 entdeckt worden. —

Humoristisches.

— Leidensgenosse. Der Oberniedertypfersepp wird aus dem Wirthshaus hinausgeworfen. In demselben Augenblick fällt eine Sternschnuppe. „Welt, Brüder!“, sagt er, „hast halt auch kein' Ruh' geb'n!“ —

— Ableitung. Kastellan: „... Etwas Gutes haben die Anblickskarten doch!“

Fremder: „Das wäre?“

Kastellan: „Die Wände werden jetzt nicht mehr so befrigt!“ —

— Verfehltes Mittel. Sanitätsrath: „Gnädige Frau brauchen kein Bad zu besuchen! Ich werde Ihnen jetzt eine Medizin verschreiben — die macht Sie mit einem Schlage gesund!“
Frau Dekonomierath (für sich): „Da kann er warten, bis ich die einnehme!“ —

Notizen.

— Der „Kunstsalon Nibera“ bereitet eine Kollektiv-Ausstellung von Werken des Malers Hans Baluschek vor. —

— Ver Sacrum. Der zweite Jahrgang dieses Organs der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs (der „Sezession“) wird vom Januar 1899 an im Selbstverlage der Vereinigung erscheinen. Die künstlerische Leitung liegt in den Händen der Mitglieder der Vereinigung Hoffmann, Moser und Koller, die Redaktion des literarischen Theiles hat Dr. Franz Zweibrück übernommen. —

— Emile Zola vollendete in London ein neues Buch, dessen Titel „la Fécondité“ ist. —

— Dr. Sven Hedin rüstet sich „Petern. geogr. Mitth.“ zufolge zu einer neuen Expedition nach Tibet. Er wird wiederum von Kaschgar ausgehen und diesmal die Wüste Talla-Matalan auf neuer Route durchwandern, im nördlichen Tibet überwintern und dann das Land von Norden nach Süden durchkreuzen, um nach Indien zu gelangen. —

— Eine Niesenkarte. Ein kartographisches Institut in Petersburg ist gegenwärtig mit dem Druck einer Niesenkarte des europäischen Rußlands beschäftigt. Die Karte wird 150 Quadratarabin messen (ein Arabin = 0,71 Meter) und nicht allein alle Dörfer, sondern auch Meiereien und Gebäude verzeichnen. —

— In dem Kirchthum zu Dorfheld befindet sich ein altes Brett, das folgende Klage eines Kantors als Inschrift trägt:

Non habeo Gänse neque Kinder
Nisi viele kleine Kinder
Qui clamitant den ganzen Tag,
Da, pater, nobis panem sat. —